

Predigt zum 33. Sonntag i.J., A, 18./19.11.2023

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ – ist das bekannteste Gebot neben der Gottesliebe. So wurde es uns beigebracht, so haben wir es gelernt. Das liegt uns im Blut. Wir wissen doch: Es geht nie nur um uns selbst. Im christlichen Sinn steht immer der Nächste im Vordergrund. Und dann geht es selbstverständlich darum zu teilen, zu schenken, herzugeben.

Damit auch die durchs Leben kommen, die es ohne diese Zuwendung nicht schaffen würden.

Und dann dieses Evangelium: Ist das nicht ein Fanfarenstoß in die ganz andere Richtung? Im Gleichnis von den Talenten, bringt da nicht jeder nur seine eigenen Schäfchen ins Trockene? Ist das nicht Egoismus pur, der obendrein noch belohnt wird? Die einen sind fein raus – und den Letzten beißen die Hunde?

Dieses Gleichnis gehört zu den schwerer verdaulichen.

Am Ende des Kirchenjahres erwartet uns turnusgemäß die nicht so leichte Kost.

Dieses Evangelium könnte man wie eine Drohung verstehen, denn zumindest äußerlich betrachtet geht es hier ziemlich rabiatisch zu: Die einen werden geladen, der letzte rausgeworfen. Tatsächlich sind sich die Exegeten hier gar nicht so einig, wie man dies Evangelium deuten soll. Zumindest lässt das Gleichnis verschiedene Blickwinkel zu. Einen davon biete ich Ihnen an.

Was der Mann im Gleichnis seinen Knechten anvertraut, sind fürstliche Summen:

Ein Talent steht für eine bestimmte Menge Silbergeld. Es entsprach etwa 6000 Denaren.

Für fünf Talente Silbergeld hätte ein Tagelöhner zur Zeit Jesu gut 150 Jahre arbeiten müssen.

Und selbst für das eine Talent hätten noch 30 Jahre angestanden.

Für damalige Ohren astronomische Zahlen.

Unter dem Mann auf Reisen können wir Gott selbst verstehen. Über ihn sagt dies Gleichnis: Gott gibt den Menschen nicht etwas, er gibt ihnen alles, sein Vermögen.

Und mit „Vermögen“ dürfte – im übertragenen Sinn – nicht die klingende Münze gemeint sein, sondern alles, was Gott den Menschen mit auf den Weg gibt: seine Liebe, sein Vertrauen.

Das bekommen wir Menschen unverdient, als Geschenk.

So sind die sprichwörtlichen Talente zum Sinnbild für unsere Gaben und Fähigkeiten geworden.

Und die wollen eingesetzt werden und zum Zuge kommen.

Sie müssen ausprobiert werden, um sich zu entfalten.

In der alten Lutherübersetzung hießen die Talente Pfunde.

Daher stammt der Ausdruck „mit seinen Pfunden wuchern“.

Also: es geht darum, aus seinem Leben etwas zu machen, das Vermögen als Geschenk, aber auch als Auftrag zu verstehen. Und da soll sich jeder Mensch nach seinen Fähigkeiten einsetzen.

Interessanterweise heißt es im Schlussteil des Gleichnisses: „Über wenig warst du treu, über vieles will ich dich setzen.“ Dabei ist doch auch schon das vermeintlich Wenige unglaublich viel! Selbst der dritte Diener wurde ja nicht mit einem Kleckerbetrag abgespeist, auch er hat eine fast unvorstellbare Summe bekommen.

Das Gleichnis erzählt, wie verschieden die Knechte des Herrn mit ihren Talenten umgehen. Zwei von ihnen wirtschaften damit, setzen sie ein – und gewinnen dazu.

Wie sie das tun, ist nicht näher beschrieben und auch letztlich nicht wichtig. Wichtig ist, dass sie es tun. Dass sie nichts unversucht lassen – und womöglich auch ins Risiko gehen.

Der dritte Knecht dagegen ist angstbesetzt – und vergräbt sein Talent.

Dabei hätte er eigentlich nicht mehr tun müssen, als es gegen Zinsen zur Bank zu bringen, es also auf kleinster Flamme arbeiten zu lassen.

„Angst ist ein schlechter Ratgeber“ sagt ein Sprichwort. Hier bewahrheitet es sich.

Was äußerlich betrachtet so „unchristlich“ aussieht, dass die ersten beiden Diener scheinbar nur für sich sorgen, während der dritte das Nachsehen hat, offenbart im Grunde nichts anderes als ein schlichtes Gesetz des Lebens: Leben muss ausprobiert werden.

Talente wollen entdeckt werden. Fähigkeiten müssen eingesetzt werden, sonst verkümmern sie. Wer sein Talent – und sei es aus Angst – versteckt, lässt sein Leben eingehen.

Trotzdem geht es hier nicht um Sozialdarwinismus.

Ich kann durchaus mitfühlen mit dem Diener, der Angst hat.

Wie oft trauen auch wir uns nicht, etwas zu wagen, weil uns Ängste beschleichen.

Wie oft lassen wir Möglichkeiten links liegen, weil wir gehemmt sind.

Wer nimmt uns die Angst? Wer flößt uns Vertrauen ein, dass wir gar nicht so viel riskieren müssen, sondern nur ein ganz klein wenig?

Angstfrei leben, angstfrei arbeiten zu können, zu dürfen, ist wirklich ein Geschenk.

Vielleicht können wir es eher annehmen, wenn wir wahrnehmen, wie groß das Vertrauen ist, dass der Herr in der Geschichte seinen Dienern – und auch uns – entgegenbringt.

Und noch etwas: Im Gleichnis heißt es „Sofort ging der Diener...hin...“

Wie gut, wenn das jemand kann: „Sofort“! Und was ist mit denen, die wollen, aber nicht können?

Die gesundheitlich, seelisch, körperlich gehemmt sind, ihre Gaben zur Entfaltung zu bringen?

Auch da kann ich mitfühlen. Wie schwer ist es, das auszuhalten, aushalten zu müssen!

Eines allerdings glaube ich auch: Dem Herrn in der Geschichte kommt es nicht auf die Höchstleistung an. Er belohnt nicht einfach den Tüchtigen. Er sieht zuerst auf unsere Haltung.

Dieses Gleichnis erzählt von einem Gesetz des Lebens. Es will uns anschaulich mitteilen, dass wir in unserem Leben an vielen Stellen unvertretbar selbst gefragt sind. Da müssen wir selbst ran. Da geht es nicht mehr ums Teilen. Da geht es um jede(n) einzelne(n).

Gemessen an dem Vielen, das wir zugeteilt bekommen, soll das ein Ansporn sein.

Wir sollen zumindest den Versuch wagen, unser Leben in die Hand zu nehmen.

Lieber mit etwas Risiko als gar nicht.